

Herbstausstellung der Sezession.

Es ließe sich vielleicht feststellen, daß die Kriegszeit einen gewissen, wenn auch keinen entscheidenden Einfluß auf das Arbeiten der Künstler (nicht auf die Kunst) ausübte. Es mehren sich die Bilder, auf denen Soldatentypen zu sehen sind; einige Maler, die sämtliche Kriegshauptstädte bereist zu haben scheinen, zeigen uns bald Salonik, bald Konstantinopel, bald Serbien. Das kann ganz lustig sein, wie z. B. bei Franz Heckendorf; er gibt Illustrationen von weithorizontigen, vielbewegten Szenen, einen tumultuösen Naturalismus, gekreuzt mit Wilderbergstil, so etwas wie einen kosmopolitischen Gustastypen. Wenn er monumental werden will, bleiben die Figuren außerhalb der Landschaft und das Ganze erinnert an Modellierbogen. Eine andere Art der Kriegswirkung zeigt sich in einer Steigerung des Pathetischen; es soll der malerische Ausdruck für die große Zeit gefunden werden. In den Bemühungen dieser Gattung gehört der „Luther“ von Corintz. Man denkt an die Figur aus Strindbergs Drama, dargestellt von Kayler; Kresko, durch Rauch angegert. Ein wenig zu deutlich, zu viel Theaterbonnie; die Faust auf das Buch geschlagen und im Hintergrund, als schwankendes Teppichgewebe, die feste Burg. In diese Gruppe Kriegspatistil gehört auch Willy Jaekel, nicht nach seinen Themen, aber doch durch die Steigerung, die er, sichtlich erregt, seinen Dekorationen zufügt. Er hat vier Wandbilder in recht beträchtlichen Abmessungen gemalt; sie sollen den Aufenthaltskraum der Arbeiter in der Kellfabrik von Walsen schmücken. Ob gerade die vorgesehene Bestimmung diesen Bildern nahekommen werden, muß erprobt werden; das Symbolische der tiefenhaft gezerrten, in eine düstere Landschaft gestellten Figuren, ist nicht ganz deutlich, hat aber den Reiz der Gullivergestalt, dazu etwas Pantheistisches.

Noch etwas drittes läßt sich als Gesamterscheinung für das gegenwärtige künstlerische Schaffen feststellen: der Zug der schlichten Naturdarstellung zu enträumen, um sich mit dem Fremdwort „Expressionismus“ auseinanderzusetzen. Ganz harmlose Gemüter wollen über sich selber hinausstiegen und möchten so nebenbei noch etwas ausdrücken, was nicht von dieser Welt ist, irgend eine Kraft, ein Geheimnis. Dabei gelingt meistens nur eine mehr oder weniger literarische Ornamentik. Es sind in diesen Dingen spürbar mehr Zwang und Autoinjektion als Notwendigkeit und Geist. Am ehesten von den Verammelten dieses Ordens wirkt Karl Caspar; nachwehen von der Wiedergeburt der Gotik, bläuliche, mystische Klänge, die Geschichten der Evangelien durch die Dialekt des von Gogh gesehen und als Wandbroschüren mit einer deutlichen Predigtabsicht, auf Leinwand für Ausstellungszwecke gemalt. Es fehlen die Tempel, in denen diese Bilder aufgehängt werden könnten; es läßt eine Dissonanz. Diese Kunst ist vielplätzig und blind fehsüchtig; insofern gehört sie dem Besseren in unserer Zeit.

Die gleiche Beobachtung, Drang zum Pathos und zur gesteigerten Form, gilt für die Plastik. Wir treffen hier den Mähdiger von Franz Meiner (für Prag bestimmt); der Nibelungenheld wieder mit trostiger Grimassierung, ein Kulturbild für Alldeutsche, zugleich ein wenig erotisch. Davon abgesehen, eine sehr gute plastische Leistung. Für ähnliche Zwecke mag Fritz Hüf den berühmten Archaismus; sein schreitender Jüngling erinnert an die Primordialität des berühmten „Wagenlenkers“. Aber viel mehr Intellektualität und künstliche Verbräglichkeit pulsieren durch die Schlangheit dieses steptischen Körpers.

Ein Denkmal für Heinrich Heine, das im Hamburger Stadtpark aufgestellt werden soll, und von Hugo Lederer angefertigt ist, muß ein Jertum sein; diese neue Art plastischer Graphit dürfte nur für ganz kleine Formate sich eignen. Der Künstler scheint den Wagnis für übriges selbst empfunden zu haben; nur so lassen sich die mühsigen Entwürfe am Sodel erklären, das einzige „Plastische“ an diesem Werk, das trotzdem den großen Meister des machtvollen Hamburger Bismard erkennen läßt. R. Br.

Kleines Feuilleton.

Das Ende der Sommerzeit.

Die Sommerzeit ist nun zu Ende. Wenn alle Erfahrungen über die Sommerzeit vorliegen und gesichtet sein werden, wird ein abschließendes Urteil über den Nutzen dieser Einrichtung vielleicht möglich sein. Aber auch nur vielleicht, denn der erste Sommer, für den die Sommerzeit galt, war ein Kriegssommer, was leicht zu einem Fehlurteil führen kann, wenn man die Ergebnisse des Kriegssommers ohne weiteres auf Friedenszeit übertragen wollte. Ein Hauptziel war die Ersparnis an künstlichem Licht. Es wird schwer halten, die Frage, ob diese Ersparnis wirklich erreicht worden ist, genau zu beantworten. Vor wenigen Tagen hat sich die Deutsche Beleuchtungstechnische Gesellschaft mit der Sommerzeit beschäftigt. So weit das Ergebnis dieser Verhandlungen bekannt

wurde, konnte auch in diesem Kreise von Fachleuten kein abschließendes Urteil gefällt werden. Es kommt ja auch darauf an, was man unter Lichtersparnis versteht. Man kann dadurch sparen, daß man Verschwendung vermeidet. Es läßt sich aber auch dort einschränken, wo durchaus keine Vermeidung vorliegt. Im Krieges ist ganz allgemein der Verbrauch an künstlichem Licht eingeschränkt worden, und neben dieser allgemeinen Einschränkung läuft nun die besondere Ersparnis durch die Sommerzeit. Es wird leicht sein, hier die Grenzlinie zu finden. Wenn Licht gespart wurde, so mußte sich dies am deutlichsten aus einem Vergleich der von den Gas- und Elektrizitätswerken abgegebenen Energiemengen mit der Abgabe in den gleichen Monaten des Vorjahres ergeben. Die Zeitschrift „Wasser und Gas“ stellt nun derartige Angaben zusammen. Zweifellos hat der Verbrauch an Gas und Elektrizität zu Beleuchtungszwecken im Haushalt des einzelnen abgenommen, trotzdem ist bei den meisten Gaswerken ein Mehrverbrauch gegenüber den Sommermonaten 1913 und 1914 zu verzeichnen. Die Sommerzeit hat danach zahlreiche Gaswerke zwar entlastet, aber keinen Kinderverbrauch an Gas herbeigeführt. Der Verbrauch an Gas für Licht und Kochzwecke ist eben in der Kriegszeit durch den Mangel an Petroleum und Spiritus bedeutend gestiegen. In Mannheim ist durch die Sommerzeit der Gasverbrauch täglich um 8000 Kubikmeter gesunken, während die Gasanstalt in Frankfurt a. D. monatlich einen Mehrverbrauch von 3000 Kubikmeter Gas aufwies. Deutlich zeigt sich aus allem, wie schwer sogar auf einem Gebiet, auf dem genaue Messungen möglich sind, ein abschließendes Urteil zu gewinnen ist.

Noch viel schwieriger ist die Entscheidung bei allen übrigen im Zusammenhang mit der Sommerzeit erörterten Fragen, wie dem Einfluß auf die Gesundheit, auf Schule und Schüler, oder gar auf das Erwerbsleben. Jedenfalls muß man bei der Übertragung von Schlüssen aus der Kriegszeit auf Friedensjahre sehr vorsichtig sein.

Die Todesstätten an der Marne.

Aus Paris waren am Jahrestage der Schlacht an der Marne ganze Scharen zu den Stätten, auf welchen der Tod im Jahre 1914 so reiche Ernte geerntet hat, gepilgert. André Tudebec schildert im „Journal“ das gegenwärtige Aussehen jener blutgetränkten Felder in folgender Weise: „Abhänge, Ebenen, Tämpfe, das ganze große Schachbrett der Schlacht ist von der Natur nivelliert worden. Sie allein hat die Wunden der Erde geheilt. Nur ganz scharfe Augen können das, was an die heißen Kämpfe erinnert, entdecken. An der Heerstraße sieht man hier und da noch eine Boppel mit zersplitterten Ästen. Manchmal fällt einem irgendwo ein seltsames, weißlich-schwarzes, nicht gepflantes Geißel auf. An einer anderen Stelle läßt ein schwarzes Loch, das mitten in einem Baumstamm sitzt, langsam den Lebenssaft des Baumes ausfließen; „der Baum weint“, erklärt mir, ohne die Größe seines Wortes zu erfassen, der Bauer, der mir als Führer dient. Nicht weit von diesem Baume steht auf einem kleinen Hügel eine große Mäher, fast, trostlos, wie als Kreuz geschnitten. An dem einzigen Ast, der ihr verblieben, hängt eine schlichte Holztafel mit der Aufschrift: „Erinnerung an die Abbrüderarbeiter von Paris“. Nicht dabei, in einem Gewirr von Buschwerk, schmettern Amseln, Elstern, Finken, trunken gemacht durch die Sonnenwärme, ihre Lieder in die Luft. Der Kanal mit den zahlreichen Krümmungen fließt wieder wie einst dahin.“

Hier und da erhebt ein nagelneues Holzbrücklein, das unter jedem Schritt laut schallt, die alte Brücke, die in die Luft gesprengt worden ist. Brückenbogen, die den Trümmern römischer Wasserleitungen gleichen, führen über den Fluß. Auf den ruhigen Wassern gleiten Röhre und große Varlen dahin, und an den stillen, gleichgültigen Ufern sitzen Fischer mit der Angelrute. Die Ebenen und die Waldlichtungen sind die eigentlichen Stätten des Todes: über ihnen liegt die Trauer von laufend Gräbern. Auf vielen dieser Gräber weht eine Fahne; dort ein altes Fahnenstück, vergilbt oder vom Regen gebleicht; hier eine nagelneue, farbenfrohe Fahne, die erst gestern aufgefahnt worden sein mag. Solche Fahnen sieht man beinahe überall zwischen den Erdschollen, neben großen Heu- und Strohhaufen. Hafer- und Weizenfelder sind dicht besät mit Grabkreuzen. Gras und Korn aber überwuchern an vielen Stellen die Grabstätten derart, daß aus ihrem leisen Wogen nur noch die Fahne hervorragt. Oft stößt man auf eine Zu- oder Aufschicht. Weist ist es eine in die Form einer köstlichen Bütte gekleidete Warnung: „Ehret die Gräber, schonet die bebauten Felder“. Nicht selten erhebt sich am Rande eines Waldes ein Weinhäus. „Hier ruhen 43 französische Soldaten!“ verkündet ein ärmliches Holzkreuz. Auf einer anderen Holztafel ist zu lesen: „Frau P. . . aus Paris, Wohnhaft . . .“ würde dem, der ihr einige Nachrichten über ihren Sohn August Marie P. . . Soldat im 246. Regiment, 21. Komp., gefallen am 6. September bei P. . . liefern könnte, sehr dankbar sein“. Aber die große Totenstadt, die weder Baum noch Mauer hat, ist nicht nur ein Wohnort des Todes. Auch lebende Wesen sind hier anzutreffen, Wagen fahren hin und her, Kinder weiden an den Gräbern. Neue Saat hat den Boden befruchtet. . .“ (2)

Hundert Jahre Stethoskop.

Das Stethoskop gehört heute zum unentbehrlichen Handwerkszeug des Arztes, das Hörrohr ist sein ständiger Begleiter. Die wichtigste Aufgabe des Arztes ist die Therapie, d. h. die Heilung. Um aber zum Ziel zu gelangen, muß er zunächst die richtige Diagnose stellen, was auch heute noch recht häufig der Aufgabe schwierigerer Zeit ist. Jeder Fortschritt auf dem Gebiet der Diagnostik zieht daher weite Kreise in das Gebiet der Therapie. Die diagnostischen Hilfsmittel sind daher im Verlauf der Zeiten immer umfangreicher geworden und haben heute sich schon so ausgedehnt, daß sich daraus Spezialwissenschaften gebildet haben. Chemische, biologische, insbesondere bakteriologische Methoden, Röntgendurchleuchtung und Röntgenphotographie helfen heute neben dem altergebrachten Verfahren der Auskultation (Verhörung) und Perkussion (Klopfen) dem Arzte. Es wird schwer, sich in jene Zeit zurückzuerheben, in denen der Arzt seine verantwortungsvolle Tätigkeit ohne diese Hilfsmittel ausüben mußte, besonders ohne das Stethoskop. Arzt und Stethoskop sind für uns so miteinander verbunden, daß selbst das Kind am Stethoskop den Vater Doktor erkennt.

Und doch sind erst 100 Jahre seit der Erfindung des Stethoskops vergangen. In diesem Zeitraum spielte sich die Entwicklung vom Papierrohr zum Telephonstethoskop ab. Im Jahre 1816 erland Laennec, Arzt am Keder-Hospital in Paris, das Stethoskop. Bei der Untersuchung einer herzkranken Frau lam Laennec auf den Gedanken, statt sein Ohr direkt aufzulegen, ein Rohr, das er aus Papier drehte, zu benutzen. Er beobachtete, wie er nun alle Geräusche deutlicher hörte, und erkannte auch sogleich, daß er damit ein wichtiges Hilfsmittel für die Diagnose der inneren Krankheiten gefunden hatte. Mit diesem Hörrohr ging er weiter an die Arbeit, stellte umfangreiche Untersuchungen an, ermittelte die Unterschiede in den Tönen und schuf auch deren Benennungen, die heute noch in der ärztlichen Fachsprache gebräuchlich sind. Das Originalstethoskop war eine zylindrische Röhre von einem Fuß Länge. Des einfacheren Transports wegen war sie in zwei Hälften zu teilen. Selbstverständlich fand auch das Stethoskop seine Widerlächer und manden feindseligen Kritiker, aber bald wurde es zum Gemeingut der Ärzte, namentlich nachdem Laennec 1819 eine umfangreiche wissenschaftliche Arbeit über die Auskultation der Lungen- und Herzkrankheiten mit Hilfe des Stethoskops veröffentlicht hatte.

So können wir mitten im Weltkrieg den hundertsten Geburtstag eines der friedlichsten Werkzeuge feiern. Wenn dereinst der Frieden den Ärzten wieder Zeit läßt, die Blide in die Vergangenheit zu lenken, dann werden sie sicherlich sich auch des hundertsten Geburtstags des Stethoskops erinnern.

Notizen.

— Vincenz Czerny, einer unserer führenden Chirurgen, ist in Heidelberg am 3. Oktober gestorben. Er war am 19. November 1842 in Trautenau (Böhmen) geboren, war Assistent beim berühmten Billroth in Wien gewesen, hatte 1870/71 ein Lazarett in Weihenburg geleitet und war dann Professor der Chirurgie zuerst in Freiburg und seit 1877 in Heidelberg. Die Kunst der Operation hat er in mannigfacher Weise weiter ausbilden lassen und seine Methoden an Kehlkopf, Schlund, Magen, Darm, Nieren und Gebärmutter erprobt. Seit 1906 leitete er das von ihm begründete Institut für experimentelle Krebsforschung, und es ist noch in frischer Erinnerung, wie er die Schwierigkeiten bekämpfte, für dieses legendäre Werk genügend Mittel zu beschaffen. Kurz vor Ausbruch des Krieges war es als Generalarzt des Sanitätskorps zurückgetreten. Bis in seine letzten Tage war der hervorragende Forscher und Lehrer und unermüdbare Kämpfer im Dienste der Menschheit für die Verwundeten tätig. Czerny war Präsident der internationalen Vereinigung für Krebsforschung.

— Eine Rundgebung für das Groß-Berliner Volkshochschulwesen veranstalteten am 8. Oktober, mittags 11 1/2 Uhr, im großen Saale des Abgeordnetenhauses die vereinigten Berliner Volkshochschulen Humboldt-Universität und Freie Hochschule. Sieben Dozenten werden nach den einleitenden Worten des Vorsitzenden Joh. Kaempf die Volkshochschulbewegung von verschiedenen Gesichtspunkten aus behandeln.

— Die „toten Augen“ freigegeben. Die Zertidigung zu d'Alberts neuer Oper „Die toten Augen“ von H. S. Ewers und M. Henry hatten behördlich Anstoß erregt. Sie ist aber jetzt nach entsprechender Kemderung einiger Stellen und Beseitigung einer Pordat genehmigt worden.

— Der rechnende Menschenaffe. Von dem Verfasser des Referats über die rechnende Schimpanfin in der „Naturw. Wochenchrift“ werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß sich in unterm Auszug (in Nr. 227 des „Nat.-Blattes“) ein erheblicher Fehler eingeschlichen hat. Die Schimpanfin wählt die Karten (mit den Zahlen) nach der unwillkürlichen (nicht: willkürlichen) Kapriciation des Wärters. Aus dem weiteren Zusammenhang des Artikels ergibt sich diese Michtigstellung ohnehin von selbst.

Fans Heimweh.

Eine Geschichte aus dem Wäntland von Selma Lagerlöf. Das Begräbnis.

Zwar war weder eine Postkarte noch eine Einladung für Jan Andersson in Eskrolva gekommen, daß er an Björn Hindrikssons Begräbnis in Loby teilnehmen sollte; nein, das war nicht geschehen, aber die Ueberlebenden konnten ja auch nicht recht wissen, ob er sich noch als Verwandter rechnen wollte, seit ihm so hohe Ehren zuteil geworden waren und er in solcher Pracht und Herrlichkeit lebte.

Sie meinten vielleicht auch, es würde ihnen schwerfallen, dies oder jenes umzuorgeln, was nötig wäre, wenn so ein Mann wie er zum Begräbnis käme.

Björn Hindrikssons nächste Verwandte würden selbstverständlich ganz vorne in dem Leichenzug fahren; aber für ihn, den Kaiser, mußte ja dann mit allem Recht dort Platz gemacht werden.

Sie konnten ja nicht wissen, wie wenig genau er es mit solchen Dingen, auf die andere so besonders viel Wert legen, nahm. Er war ja trotzdem der, der er war. Es fiel ihm nie ein, denen den Platz streitig machen zu wollen, die froh und beglückt waren, wenn sie bei einer Gesellschaft oben am Tisch sitzen durften.

Um nicht Anlaß zu irgend einem Kergernis zu geben, ging er also am Morgen nicht in das Trauerhaus, bevor der Leichenzug von dort abgefahren war, sondern wanderte gerademwegs nach der Kirche. Und erst als die Glocken läuteten und er sah, wie sich der lange Zug der Leidtragenden vor der Kirche aufstellte, trat er vor und nahm zwischen den anderen Verwandten Platz.

Das ganze Trauergesolge sah wie etwas Besüzt aus, als er herzutrat; aber er war nun schon daran gewöhnt, daß die Leute von seiner Herablassung überrascht waren, das war also nichts, um sich daran aufzuhalten. Man hätte ihn sicherlich in die erste Reihe stellen wollen, aber dazu war jetzt keine Zeit mehr, denn der Zug hatte sich schon nach dem Grabe in Bewegung gesetzt.

Als das Begräbnis vorüber war und er mit den Leidtragenden in die Kirche ging und sich auch auf dieselbe Bank mit ihnen setzte, sahen sie abermals etwas Verlegen aus. Aber sie kamen nicht so weit, irgend eine Bemerkung darüber zu

machen, daß er ihre wegen den vornehmen Platz im Chor verlassen und sich hier heruntergesetzt habe.

Es hätte sich auch gerade jetzt, wo das erste Lied angestimmt wurde, nicht geschickt, Entschuldigungen vorzubringen.

Nach Schluß des Gottesdienstes, als die Gefährte, die den an dem Begräbnis Beteiligten gehörten, an der Kirche vorzuführen, ging Jan hin und setzte sich auf den großen Leiterwagen, auf dem der Sarg zur Kirche gefahren worden war. Jan wußte, der Wagen würde jetzt leer auf den Hof zurückfahren, und so nahm er also hier niemand den Platz weg.

Björn Hindrikssons Tochter und Schwiegerohn gingen wiederholt vorüber und sahen ihn an, während er da saß. Jan dachte, sie seien vielleicht bekümmert, weil sie ihm nicht einen Platz in einem der ersten Wagen anbieten konnten; aber er wollte ja gar nicht, daß feinetwegen irgendeine Verjährung in der Anordnung eintreten sollte. Er war ja doch der, der er war.

Während er so von der Kirche wegfuhr, konnte er nicht umhin, daran zu denken, wie er und die kleine Klara Gulla damals nach dem Hofe gewandert waren, um die reichen Verwandten zu begrüßen. Ja, jetzt war es anders, jetzt war alles gerade umgekehrt. Wer war jetzt der Reiche und Angesehene? Wer war jetzt der, der den anderen eine Ehre erwies, wenn er sie besuchte?

Bei der Ankunft im Trauerhause wurden die Gäste zum Ablegen in das große Wohnzimmer im Erdgeschoß geführt. Dann trat einer von Björn Hindrikssons Nachbarn, die, wie es Brauch und Sitte ist, dazu auserseren waren, dem Leichenschmaus vorzustehen, herzu und hat die vornehmsten unter den Gästen, in den oberen Stock hinaufzukommen, wo der Mittagstisch gedeckt war.

Es war eine recht verantwortungsvolle Aufgabe, die von den Gästen auszuwählen, die zuerst hinaufgehen sollten, denn bei so einem großen Begräbnis war es nicht möglich, für alle Gäste zugleich Platz an Tisch zu schaffen, sondern es mußte in verschiedenen Abteilungen hintereinander gegessen werden. Aber es waren viele da, die es für einen großen Beweis von Rücksichtung angesehen hätten, den sie nie wieder beziehen haben würden, wenn sie nicht unter der ersten Abteilung gewesen wären.

Und was nun insbesondere den betraf, der zum Kaiser erhoben worden war, so konnte er ja in vielen Stücken Rücksicht üben, aber daß er mit der ersten Abteilung zu Tisch

gebeten würde, darauf mußte er durchaus bestehen. Sonst würden ja die Leute meinen, er sei sich seines Rechts, vor allen anderen zu kommen, gar nicht bewußt.

Aber so etwas geschah auch nicht, o nein, dazu war sicher keine Gefahr vorhanden, obgleich er nicht mit den allerersten in das obere Stockwerk gebeten worden war. Selbstverständlich würde er mit dem Farrer und den vornehmen Herrschaften zugleich zu Tisch sitzen, darüber brauchte er sich nicht zu beunruhigen.

Still und allein saß er auf einer Bank, denn hier war natürlich niemand, der zu ihm kam und über die Kaiserin mit ihm reden wollte. Ein bißchen bedrückt fühlte er sich jetzt allmählich doch. Als er daheim fortgegangen war, hatte Klarine gesagt, er täte besser, nicht zu dem Begräbnis zu gehen, weil diese Hofbauernfamilie von so altem Geschlecht und so vornehm sei, daß sie sich weder vor König noch Kaiser verbogte. Jetzt sah es wirklich aus, als sollte Klarine recht bekommen. Alte Bauern, die seit der Erschaffung der Welt auf einem und demselben Hofe saßen, halten sich für vornehmer, als alle andern Dobeiten.

Es ging nicht so rasch, bis alle ausgeführt waren, die zu der ersten Abteilung der Tischgäste gehören sollten. Die Nachbarnleute, die an diesem Tage den Birt und die Wirtin vorstellten, gingen lange umher und suchten nach den würdigsten; aber zu ihm, dem Kaiser, kamen sie nicht.

Neben Jan sahen zwei unverheiratete Frauenzimmer, die nicht die geringste Hoffnung hatten, jetzt schon gerufen zu werden, und die sich in aller Ruhe miteinander unterhielten. Sie sagten, wie merkwürdig es doch sei, daß Linnar Björnsson, Björn Hindrikssons Sohn, gerade noch zu rechter Zeit zu Hause eingetroffen sei, um sich mit seinem Vater zu verabschieden.

Es hatte zwar keine eigentliche Feindschaft zwischen den beiden geherrsch, sondern die Sache verhielt sich folgendermaßen: Vor etwa dreißig Jahren, als Linnar im Anfang der Zwanziger stand und sich verheiraten wollte, hatte er seinen Vater gefragt, ob er ihm den Hof übergeben wolle, oder wie man es sonst einrichten solle, damit er, der Sohn, sein eigener Herr würde. Aber der alte Björn hatte ihm das eine und das andere rundweg abgeschlagen. Sein Wunsch war, der Sohn sollte wie früher daheim bleiben und erst, wenn der Alte einmal den Kopf zur ewigen Ruhe niederlegte, den Hof übernehmen. (Fortf. folgt.)

